

(Nachdruck verboten.)

11]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Zehntes Kapitel.

Um halb sechs Uhr trat Kessler in das Café des Westens. Er trat ans Büfett und erkundigte sich, ob ein Herr nach Baumeister Kessler gefragt habe.

„Gewiß!“ entgegnete das Fräulein hinter dem Büfett und wies auf den Stammtisch dicht am Eingang, wo ein Herr Platz genommen hatte.

Und als Kessler dorthin seinen Blick wandte, nahm er ein dünnes Männchen im langen Vratensrock wahr, das sich eilfertig erhob, hinter dem Sofa hervortrat und sehr beweglich auf ihn zueilte.

Dieser Herr hatte ein äußerst komisches Gebaren. Er schlieferte beim Gehen mit den Armen hin und her, und seine aufgeregten kleinen Augen, die er über Gebühr ständig aufriß, blickten unstill und ziellos umher. Sein langer Rock, der bereits speckig glänzte, war so eng, daß sein Träger wie eingeklemmt erschien. Er trug einen dürrigen Spitzbart, den er unaufhörlich glattstrich.

Kessler bekam einen gelinden Schrecken, und eine grausame Mitleidigkeit und Unentschlossenheit bemächtigte sich seiner.

Der Mann da mit den grotesken Bewegungen konnte unmöglich der ersehnte Kapitalist sein.

Er hatte indessen gar nicht Zeit zu langen Erwägungen. „Mein Name ist Steinert,“ sagte der Herr; „habe ich die Ehre, Herr Baumeister Kessler . . .?“

Und als dieser stumm mit dem Kopfe genickt, dienerte er in einer so auffallenden und komischen Weise, daß Kessler erleichtert aufatmete, als sie beide an dem großen Tisch saßen.

„Darf ich wissen, was mir den Vorzug verschafft?“ fragte Kessler kühl und mit ironischer Klangfärbung. Er war außer sich über seinen „Reinfall“.

„Sie wissen doch, ich — ich schrieb es Ihnen ja bereits. Es handelt sich um Ihr Theater. Ich muß Sie dringend in Sachen Ihres Theaters sprechen.“

„Darf ich zunächst wissen,“ erwiderte Kessler zurückhaltend, „woher Sie überhaupt von diesem Projekt Kenntnis haben? Soviel ich weiß, habe ich nur mit einem Menschen darüber gesprochen.“

Herr Steinert lächelte vielsagend. „Gewiß dürfen Sie das wissen — denn zu diesem Zweck bin ich ja hierher gekommen . . . Also — um es kurz zu machen — Sie sind bei Herrn Kleefeld gewesen, um das Grundstück am Kollendorfsplatz zu erwerben. Hat es damit seine Nichtigkeit?“

Kessler horchte auf. „Ja, das stimmt!“ sagte er.

„Nun,“ fuhr Steinert fort, „Herr Kleefeld hat dem Direktorium Mitteilung gemacht, und man wird Ihnen in den nächsten Tagen eine Offerte zugehen lassen, eine Offerte, in der man Ihnen das Terrain überläßt, vorausgesetzt, daß Sie eine Anzahlung von neunzigtausend Mark zu leisten vermögen und den Nachweis zu führen imstande sind, daß hinter Ihnen kapitalkräftige Leute stehen; denn mit der Anzahlung von neunzigtausend Mark ist ja eigentlich noch verdammt wenig bewiesen,“ fuhr er fort, „es kommt noch darauf an, ob Sie über die Gelder verfügen, um ein solches Niesenunternehmen ins Werk zu setzen.“

„Ist das alles, was Sie mir zu sagen haben?“ sagte Kessler, dem bei dieser exakten Darstellung der Sachlage unbehaglich zu werden anfing.

Sein ganzes Unternehmen erschien ihm in diesem Augenblick als eine unsinnige Idee, an die er törichterweise all sein Sinnen und seine ganze Zeit gehängt hatte.

Herr Steinert kniff die Augen zusammen, diese Augen, in denen es so unruhig flackerte, und die so unstill waren, daß sie nicht einen Moment Rast zu halten vermochten.

„Nein,“ meinte er, „das ist noch nicht alles — das ist noch lange nicht alles,“ setzte er wichtig hinzu. „Ich möchte wissen,“ sagte er ganz langsam, „ob Sie auf diese Offerte eingehen wollen und eingehen können . . .“

Dem Baumeister wurde immer schlechter zumute. Die Frage war so herausfordernd gestellt, als ob er bereits Verantwortlichkeiten übernommen hätte, die er nicht einzulösen vermochte. Eine dunkle Vorstellung nahm ihn gefangen. Es dünkte ihn, als ob er in eine Sackgasse geraten wäre; er hatte plötzlich die Idee, als ob der Bau längst im Gange wäre und er in seiner Leidenschaft, dies Theater zu bauen, Lasten auf sich gebürdet hätte, unter denen er zusammenbrach . . . Er sah endlos schwarze Schatten, die auf ihn einstürmten und ihre Forderungen an ihn stellten.

„Wer sind Sie denn eigentlich?“ fragte er beinahe tonlos. „Sie nehmen mich ja quasi in ein richterliches Verhör! Wie kommen Sie dazu? . . . Ich kenne Sie ja gar nicht! . . .“

„Sie scheinen mich vollkommen mißverstanden zu haben!“ entgegnete Herr Steinert. „Ich bin der einzige Bundesgenosse, den Sie besitzen; denn, lieber Herr — in sein Gesicht trat bei diesen Worten ein fanatischer Ausdruck — „ich brauche das Theater, das Sie bauen wollen! — Ich selber will dieses Theater leiten! . . . Wer ich bin . . .? Woher ich von Ihrem Projekt weiß . . .? Alles sehr einfach zu beantworten! Ich bin der Privatsekretär eines der Hauptinteressenten „Ihres“ Grundstücks. Ich bin der Mensch, der im Auftrage der Terraingesellschaft Ihnen den besagten Brief schreiben wird — oder wenigstens schreiben soll . . . Ich habe ferner Auftrag erhalten, über Ihre Vermögensverhältnisse und Ihre Tätigkeit Nachforschungen einzuziehen. Die Antwort des Kunstbureaus ist bereits in meinen Händen. Ich weiß, daß Sie keinen Keller besitzen, daß Sie so gut wie gar keine Beziehungen haben, daß Sie wahnsinnig ehrgeizig sind und Talent haben. Oder soll ich jagen „Talente“?“

Er lächelte diskret. „Bitte sehr, das soll kein Angriff sein,“ brachte er halb entschuldigend hervor. „Ein Mensch in Ihrer Lage muß Schulden machen. Die Idee mit dem Wagen finde ich sogar ausgezeichnet. Sie werden, wenn Sie Ihr Projekt zustande bringen wollen, in nächster Zeit noch ganz anders auftreten müssen. Der Wagen allein tut's nicht. Sie müssen im Westen eine große Wohnung beziehen, die auf das eleganteste eingerichtet ist. Sie müssen große Diners geben, bei den Premieren und auf den öffentlichen Ballen sich sehen lassen . . . kurz, man muß überall von Ihnen sprechen!“

Kessler starre fassungslos den Sprecher an. Machte sich dieser Mensch, der bis in alle Einzelheiten orientiert war, über ihn lustig? . . . zog er ihn auf? Hielt er ihn zum Narren? . . .

Herr Steinert schien zu ahnen, was in dem Baumeister vorging.

„Ich meine es vollkommen aufrichtig mit Ihnen, davon dürfen Sie überzeugt sein. Ich werde es Ihnen beweisen. Zunächst möchte ich aber wissen, was für ein Theater Sie eigentlich bauen wollen. Nachher spreche ich von mir.“

Langsam begann Kessler seinen Vortrag zu halten. Er stand wie unter einem Vamm: Er entwickelte alle seine Pläne, und je länger er erzählte, desto lebhafter, feuriger und beedter wurde er.

„Es soll,“ schloß er, „ein Opernhaus werden, das dreitausend Personen zu fassen vermag.“

Seine Augen leuchteten, und voller Spannung harrete er auf Steinerts Antwort, der eine lange Weile schwieg, als müßte er das Gehörte gründlich überlegen, bevor er sich äußern konnte.

Endlich sagte er: „Wenn das Ihr unerlöschlicher Ernst ist, mein verehrter Herr Baumeister, so hat unsere Unterredung nicht den mindesten Zweck.“

Kessler war auf das tiefste betroffen. „Ja, wieso denn?“ stammelte er ganz fassungslos.

„Weil ein Opernhaus in Berlin zu bauen sinnlos ist! Weil es ein Unding ist, unserer Oper Konkurrenz zu machen! Weil ich für ein derartiges Phantasieprojekt nicht das mindeste Interesse habe! Weil ich von Musik nichts, aber auch rein gar nichts verstehe!“

Kessler war wie betäubt. Es war ihm, als ob ihn jemand hinterücks überfallen und zu Boden geschlagen hätte . . . Und in dieser Stimmung sagte er ganz naiv, ohne sich über den Zusammenhang des Gehörten klar zu sein:

„Ja, es ist doch gar nicht notwendig, daß Sie etwas von Musik verstehen. Solche Leute laufen doch an allen Ecken und Enden herum. Das kann doch kein Hindernis sein! . . . Ich meine, Sie . . .“

„Glauben Sie, ich gebe mich dazu her, ein Theater zu leiten, von dem ich nichts verstehe? Bilden Sie sich das wirklich ein? . . . Mein verehrter Herr Baumeister, ein Opernhaus ist ein Unsinn, von meiner Person dabei ganz abgesehen!“

„Nun, es muß ja nicht unbedingt ein Opernhaus sein! Wenn mir die Ausichtslosigkeit eines solchen Unternehmens bewiesen wird, so versteife ich mich nicht darauf. Vor allen Dingen kommt es mir darauf an, das Theater zu bauen . . . Wenn Sie mir dazu verhelfen können . . .? Ja, können Sie mir dazu verhelfen . . .?“ unterbrach er sich.

Steinert fückte beide Hände auf den Tisch und erwiderte mit glänzenden Augen:

„Ich glaube es. Ich will es ernstlich versuchen! — Und um Ihnen reinen Wein einzuschütten — denn bei einer so wichtigen Sache soll man sich nichts vormachen — ich tue es nicht um Ihrer schönen Augen willen, sondern weil ich in der gleichen Zwangslage bin wie Sie. Sie müssen ein Theater bauen — und ich muß unter allen Umständen Theaterdirektor werden! . . . Bitte, lassen Sie mich ausreden! Sie müssen nicht denken, daß das so eine fixe Idee von mir ist . . . Ich bin nicht alle Tage Bureauinsech und Privatsekretär gewesen. Ich hänge mit dem Theater zusammen — von früh auf . . . Ich bin Schmierentomödiant und Provinzschauvieler gewesen, habe unzählige Theaterstücke verfaßt und über das Theater in allen möglichen und unmöglichen Blättern kritiken geschrieben! . . . Schließlich habe ich mein Ziel erreicht, nachdem ich mein ganzes Leben durchgehungert hatte! . . . Ich bin Theaterdirektor gewesen — in Wien bin ich Theaterdirektor gewesen, mein Herr,“ sagte er pathetisch, „Ich wäre der Mann gewesen, eine neue Theaterära zu inaugrieren, wenn ich nicht das Malheur gehabt hätte — ich hatte das Malheur, mein Herr, abzubrennen! — Und von der Stunde an ist es mir miserabel gegangen . . . Uebrigens, in Parenthese bemerkt, leicht habe ich es nie im Leben gehabt . . . Die gebratenen Tauben sind mir nicht in den Mund geflogen! . . . Ich habe mich abradern und quälen müssen zum Götterbarmen! . . . Also, von dem Brande an bin ich heruntergekommen . . . Man hat mich verantwortlich gemacht, und wo ich hinkam, fand ich verschlossene Türen, bis ich schließlich als Privatsekretär untergefröchen bin. — Ein Mann von meinen Anlagen Privatsekretär! — Wissen Sie, was das heißt? — Na, so viel von mir! . . . Ich habe mir von Stunde zu Stunde gesagt: Dein Glück kommt noch! — Du mußt nur warten können! . . . Und sehen Sie, mein Herr, jetzt ist es da! — Sie brauchen mich und ich brauche Sie! . . . Es ist doch ganz ausgeschlossen, daß man Ihnen auf die Auskunft hin“ — er zog aus der Brieftasche mehrere dicht beschriebene Blätter Papier und reichte sie Kessler — „das Grundstück verkaufen wird. Eben so schwer dürfte es Ihnen fallen, Kapitalisten aufzutreiben. Geben Sie das zu oder nicht?“

„Ich leugne nicht, daß das schwer ist. Aber wenn man Glück hat . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Indemnität.

Seit drei Jahren ist der Reichstag nicht einberufen worden. Erst auf ein drohendes Ultimatum auswärtiger Mächte hat sich der Bundesrat entschlossen, das Parlament zu versammeln, um ihm einen außerordentlichen Nachtragsetat in der Höhe von 135 Milliarden vorzulegen.

Diese Ausgabe wird veranlaßt durch einige inzwischen ohne Kreditbewilligung des Reichstags geführte Kriege mit Haiti, Columbia, Holland, England, den Vereinigten Staaten von Amerika und Japan, ferner durch eine Reihe von Militärvorlagen (Verdoppelung der Präsenzstärke) und Flottenverstärkungen (Verzehnfachung). Eine Milliarde ist verwandt zur völligen Austilgung aller Eingeborenen in Südwestafrika, zur Verwüstung des Landes, eine fernere Milliarde für Telegramme und Verteilung des neuen internationalen Reichsordens, eine halbe Milliarde für Publikation sämtlicher Bülowreden, die in diesen drei Jahren an verschiedene ausländische Interviewer gehalten worden sind.

Da die Kriege durchweg unglücklich geführt worden sind und die deutsche Bevölkerung um ein Viertel vermindert hat, machte sich seit einiger Zeit eine gewisse Unruhe, selbst in bürgerlichen Kreisen, bemerkbar. Auch konservative Blätter forderten zuletzt immer dringender die endliche Einberufung des Reichstags, die allerdings der „Totalanzeiger“ mit Rücksicht auf das Wohl des teuren Vater-

landes hartnäckig für inopportun erklärte, da nur die sachverständige, in alle Geheimnisse der Politik eingeweihte Diplomatie das Deutsche Reich auch weiterhin von Erfolg zu Erfolg zu führen vermöchte. Zentrumsblätter drohten wiederholt, wenn das so fort ginge, der Regierung die Freundschaft zu kündigen. Ein freisinniges Organ verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die Handlungsweise der Regierung rechtswidrig sei, wurde aber dafür von der Partei wegen dieser durch die Uebertreibung die gute Sache nur schädigenden Bemerkung gerüffelt.

Nachdem jedoch der Bundesrat selbst die Einberufung des Reichstags für notwendig erachtet hatte, schwoll die Empörung gewaltig an. Alle Parteien waren sich einig darüber, daß man mit der gezielten Regierung in einer Weise abrechnen würde, die ihr es verleihe würde, je wieder vor dem Parlament zu erscheinen.

Die Aufregung war so groß geworden, daß vor der entscheidenden historischen Sitzung die gesamte Berliner Garnison im Tiergarten konzentriert war. Da die Abgeordneten sich für alle Fälle mit Revolvern, Dreschflegeln, Gebetbüchern und Tintenfassern bewaffnet hatten, erschienen Vertreter des Bundesrats, je nach dem Rang, in goldenen, silbernen, kupfernen und Nickelpanzern.

Um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr eröffnet Graf Wallerstrom die Sitzung, indem er mit drohender Stimme ruft: Ich eröffne endlich die Sitzung. (Zum Bundesrat gewandt.) Sie werden was erleben! (Ungeheurer Beifall . . . Glode des Präsidenten.) Ich überzeuge mich soeben aus dem unkorrigierten Stenogramm, daß ich den hohen Vertretern der Verbündeten Regierung gedroht habe, sie würden was erleben. Das ist unzulässig. Ich rufe mich dafür zweimal zur Ordnung und mache mich auf die geschäftsordnungsmäßigen Folgen einer dritten Ungehörigkeit aufmerksam. (Widerpruch.) Zu meiner Entschuldigung möchte ich allerdings hinzufügen, daß ich in den drei Jahren des parlamentarischen Interregnums die Vorschriften der Geschäftsordnung verlernt habe. (Heiterkeit.)

Zur 135 Milliarden-Vorlage selbst ergreift das Wort Abg. v. Rormann (konf.): Im Namen meiner Fraktion habe ich die folgende Erklärung abzugeben: Die Kerle an den Bundesratsischen sind für uns Schurke. Sie haben das Vaterland ruiniert, die Gejeze bergewaltigt. Wir bewilligen ihnen keinen Mann und keinen Groschen, sondern lediglich die Kosten für die Vollstreckung des Standrechts: Munter mit Bülow und seinen Kumpanen! (Stürmischer Beifall, in den die Tribunen so lebhaft einstimmen, daß die Holzschindelpuppen des Saales herunterfallen und durch ihre Verührung die Sittlichkeit und die Schädel einer Anzahl von Zentrumsabgeordneten gröblich verletzen. Abg. v. Liebermann schwingt einen Strich und brüllt: An den Galgen mit der Bande.)

Abg. Arendt (freikons.): Auch von meinem christlichen reinen Standpunkte aus lam ich und diejenigen meiner Fraktion, die mich mein Freund nennen müsse, nicht umhin, die Regierung des Hochverrats zu beschuldigen. Sie haben gehabt die Chuppe, pardon, die Frechheit, ohne mich zu fragen zu regieren. Fort mit der Mischpode der verbündeten Regierung. (Abg. Berner ruft: Heil!)

Abg. Basser mann (natl.): Auch in dieser hochdramatischen Situation ist es Pflicht eines vaterländisch gesinnten Mannes, die Besonnenheit zu wahren. (Ungeheurer Lärm. Rufe: Unentwegt nationalliberal!) Hören Sie mich doch erst an. Ich halte es für zu weitgehend, wenn man die Verbrecher am Regierungstisch einfach hängt. (Lärm. Widerpruch.) Ich bin für lebenslängliches Zuchthaus, verschärft durch Dunkelzelle und Kostentziehung, (Abg. v. Kardorff ruft: Humanitätsduselei!)

Abg. Schädler (Zentr.): Wenn die Gesellschaft wenigstens katholisch wäre, so könnten wir ihr noch die Ehre erweisen, sie in irgend einem Kloster lebendig einzumauern. Da das aber nicht geht, bin ich unbedingt für Galgen. (Sehr richtig!) Sie haben das Vaterland verraten — da ist keine Strafe zu hoch.

Abg. Eugen Richter (fr. Vp). [Da ihm das Reden bei seinem Alter schwer geworden ist, spricht Müller-Sagan für ihn (Vaud): Für diese Regierung, darin sind wir alle einig, gibt es nur ein Wort: Hinaus mit ihr. 135 Milliarden hat sie allein in drei Jahren im Extraordinarium vorausgab, ohne das durch die Verfassung berufene Parlament zu befragen. Sehen wir uns diese Summe näher an, so ergibt sich, daß sie die Steuergroschen des Volkes ohne alle Sparsamkeit vergeudet hat. Hätten im Krieg mit Haiti, dessen Notwendigkeit ich nicht bestreiten will, statt 150 000 Mann und 20 Panzerschiffe nicht 144 000 Mann und 17 Panzerschiffe genügt? Nehner beweist das im einzelnen und führt des weiteren an der Hand reichen Zahlenmaterials aus, daß bei vorheriger Befragung des Parlaments sich leicht Abstriche hätten machen lassen.

Abg. Spahn (Z.): Niemals in der Geschichte aller Länder ist ein Volk, ist ein Parlament so mit Füßen getreten, so verhöhnt worden, wie der Deutsche Reichstag von dieser Gesellschaft, die mit dem ehrlichen Namen einer Regierung zu benennen eine Veleidigung der Sprache wäre. Man hat die Finanzen Deutschlands ruiniert, mutwillig sich in kriegerische Abenteuer gestürzt, in Hunderttausende von Familien Dual und Not getragen, man hat Recht und Verfassung umgestürzt, und mit allen diesen himmelschreienden Schandtaten nicht einmal Erfolg gehabt. Darum sagt auch meine Partei: Dieses frivole Spiel mit den heiligsten Interessen des Volkes ist nicht weiter zu dulden. An den Schuldigen muß ein Exempel statuiert werden. Aber so schlimm diese ganze dreijährige Schredensherrschaft der Regierung gewesen ist, die todt, ohne daß

der verfassungsmäßig erforderliche Segen des Reichstags nachgesucht wurde, das allerschlimmste ist doch, daß nicht einmal jetzt vom Reichstag Indemnität nachgesucht wird, also die nachträgliche Vergebung der anarchischen Frevler. Darum stimmen auch meine Freunde in den Ruf ein: Auf den Vork, an den Galgen mit dieser Regierung! (Beifall auf allen Seiten des Hauses.)

Reichsanzler Herzog Bilkow (bläß, aber lächelnd): Auf alle die von den verehrten Herren Vorrednern vorgebrachten Anklagen einzugehen, verbietet mir die auch von mir respektierte Würde des hohen Hauses. (Oho!) Der letzte Herr Vorredner aber, dessen patriotischen Sinn und überlegene Klugheit ich willig anerkenne, hat gemeint, mir die schwersten Vorwürfe daraus machen zu können, daß ich nicht von diesem Hause Indemnität nachgesucht habe. (Sehr richtig!) Meine Herren! Ich habe das Nachsuchen der Indemnität bisher für nicht notwendig gehalten. (Oho!) Ja wohl, meine Herren. Die verbündeten Regierungen haben in diesen drei Jahren ihre Pflicht getan, zum Segen des Vaterlandes, und kein Geschrei der Gasse, kein Lärmen einer irregulierten Opposition, in der ich zu meinem Bedauern auch sonst anständige und einsichtige Persönlichkeiten finde (Widerspruch), wird uns von dem eingeschlagenen Wege abwendig machen. Aber, u. S., um den Verweis zu liefern, ein wie haltloses Geschwäg es ist, wenn man uns vorwirft, daß wir niemals geneigt sein könnten, die Rechte dieses hohen Hauses auch nur im mindesten anzutasten oder zu misshandeln, erkläre ich namens der verbündeten Regierungen unsere Bereitwilligkeit, in dem vorgelegten Gesetzentwurf das Wort „Indemnität“ aufzunehmen. (Allseitiges Bravo!) M. S. 1 135 Milliarden sind wohl diese zehn Buchstaben wert. (Stürmische Heiterkeit!)

Abg. Vebel (Soz.): Die Konzeption des Herrn Reichsanzlers befriedigt uns in keiner Weise. (Unruhe.) Ob das Wort „Indemnität“ hineinkommt oder nicht, ist für die Beurteilung dieses im Permanenz erklärten ungeheuerlichen Staatsstreichs ganz gleichgültig.

Präs. Graf Valleström: Herr Abgeordneter Vebel, Sie dürfen weder der Regierung vorwerfen, daß sie einen Staatsstreich begangen hat, noch daß er gar ungeheuerlich ist. Ich rufe Sie zur Ordnung.

Abg. Vebel (fortfahrend): Was bedeutet denn Indemnität? Eine bloße Floskel! Wie wenn ein Mörder, nachdem er sein Opfer erwürgt hat, ausruft: „Ich bitte um Entschuldigung — ich will's nicht wieder tun. (Rufe: Zur Ordnung!)

Präs. Graf Valleström (erregt): Auch dieser Vergleich war im höchsten Grade ungehörig. Ich rufe Sie zum zweiten Male zur Ordnung.

Abg. Vebel: Ich bin also der Meinung, diese Regierung muß fort! Wir müssen ihr die Vorlage vor die Füße werfen, ob nun Indemnität darin steht oder nicht. (Es bricht ein furchtbarer Lärm aus. Die Rechte schreit: „Juden raus!“ Abg. Liebermann drückt seinen Revolver ab und streckt drei sozialdemokratische Abgeordnete nieder. Stürmische Zustimmung. Rufe: „Heil, Liebermann!“)

Abg. Richter (aus dem Barde Müller-Sagans schreiend): M. S. 1 Hier ist wieder einmal ein klassisches Beispiel zu sehen, daß es der Sozialdemokratie immer nur darum zu tun ist, zu hegen, zu wühlen. Während die bürgerlichen Parteien durch ihren moralischen Einfluß die Regierung gezwungen habe, nachzugeben und um Indemnität zu erfragen, verübt die Sozialdemokratie durch ihre maßlosen Übertreibungen die eindrucksvolle, einheitliche Demonstration des Parlaments zu stören. Ja, man geht so weit, die Ablehnung der ganzen Vorlage zu fordern. Das ist Ihre (zu den Soz.) Politik der Verhöhnung. Damit aber treiben Sie nur die Geschäfte der Reaktion. (Stürmischer Beifall, insbesondere auf der rechten Seite.) Ich bitte Sie also, die Indemnitätsvorlage einstimmig anzunehmen und den Sozialdemokraten das Wort zu entziehen.

Das Haus beschließt darauf, die Sozialdemokratie wegen Friedensstörung auf drei Jahre von den Verhandlungen auszuschließen und nimmt unter patriotischer Begeisterung die Indemnitätsvorlage einstimmig an. Joc.

Kleines feuilleton.

e. w. Zeche. — Wie mancher hat nicht schon einmal in seinem Leben die Zeche bezahlt. Geschah es im Wirtschaftshaus, nun — so tat er es mit fröhlicher Miene, geschah es aber in einer schwierigen Lage oder infolge von verwinkelten Umständen, so wird die Miene im günstigsten Fall süß-sauer gewesen sein. In diesem Sinne gebraucht, weiß der Leier, daß das Wort Zeche soviel wie Wirtschaftshausrechnung oder entstandene Kosten bedeutet. In demselben Sinne kommt es schon bei Hans Sachs, dem dichtenden Schuhmacher von Nürnberg (1494—1576) vor, der zunächst damit den Beitrag, den ein jeder zu einer gemeinsamen Ausgabe beigetragen hat, dann aber auch die Wirtschaft selbst bezeichnet.

Im Mittelhochdeutschen hat das Wort eine sehr mannigfaltige Bedeutung, indem man damit Ordnung, Reihenfolge und den Dienst in einer solchen Ordnung und Reihenfolge bezeichnete. Ferner brauchte man es für eine Vereinigung von Personen desselben Standes oder für eine Vereinigung zu gemeinsamen Zwecken oder auf gemeinsame Kosten. Auch benannte man damit eine Kunst, einen Verein, eine Bruderschaft, die Art ihrer Zusammenkunft, den Beitrag zu den Kosten, den diese Zusammenkünfte verursachten, den

gemeinsamen Schmaus und, wie wir bei Hans Sachs gesehen haben, die Rechnung dafür.

Das Wort findet einen Verwandten im Altenglischen, wo *teoh* soviel wie Gesellschaft und *Schar* und *teohhian* soviel wie anordnen und einrichten bedeutet. Das althochdeutsche Tätigkeitswort, auf das Zeche zurückgeht, heißt *gizehon* und bezeichnet dasselbe wie das altenglische *teohhian*. Aus dem ursprünglichen Begriffe des Anordnens und Einrichtens ist es nicht schwer, sich die reiche Bedeutungs-entwicklung klar zu machen. Im Neuhochdeutschen ist der frühere Reichtum der Bedeutungen wieder auf zwei Anwendungen zurückgegangen, da es wohl nur noch im Sinne von Wirtschaftshausrechnung und in der Bergmannssprache gebraucht wird. Im Bergwesen bedeutet es die Gewerkschaft, also eine Vereinigung von Personen, deren Eigentum und den Ort des Abbaus. Da sich aber heutzutage die Bergwerke in dem Besitz von einzelnen oder mehreren Kapitalisten befinden, und die Mitglieder einer Gewerkschaft nur dazu da sind, sich nützen zu lassen, so versteht man unter Zeche jetzt nur noch den Ort des Abbaus, vielleicht auch manchmal, da die Arbeiter nach dem Katechismus des Unternehmers als Maschinen, als totes Inventar zu betrachten sind, diese mit inbegriffen. —

— Die Kellame in früherer Zeit. Die Kellame in ihrer heutigen Form ist ein Kind des 19. Jahrhunderts. Vordem war es, wie August Gittée im Antwerpener „Matin“ schreibt, verpönt, ja gesetzlich verboten, Verkaufsgegenstände in den Läden anzupreisen, da man in der Kellame einen Beweis erblickte, daß deren Urheber sich auf Kosten anderer bereichern wollte. Nur wenige Stände, wie die Besitzer von Badestuben, die Fisch-, Fleisch- und Gemüsehändler, die Milch- und Honigverkäufer hatten das Recht, ihre Waren auf der Straße auszurufen; dagegen wachten die Zünfte und Gilden, die etwas auf sich hielten, ängstlich darüber, daß keines ihrer Mitglieder sein Geschäft durch unerlaubte Mittel zu heben suche, und hierzu gehörte auch die Kellame. Die Meister hatten daher auch stets ihre Wohnung und ihre Werkstätte in einem und demselben Hause. Auch besaßen sie stets nur einen Laden, und dabei wohnten die Vertreter desselben Gewerbes gewöhnlich zusammen in einer Straße. Die ständige Ausstellung von Waren in Schaufenstern wurde erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Regel. Bis dahin mußte man sich mit einem hölzernen Fensterladen begnügen, dessen obere feste Hälfte die Geschäftsleute vor Sonne und Regen schützte, während der herabklappbare untere Teil als Zahntisch diente. Als später das Fensterglas billiger wurde, ward der obere Bretteerteil durch dieses ersetzt. Da jeder Kauf und Verkauf auf der Straße erfolgte, mußte sich der Geschäftsmann auch vor dem Hause vor der Bitterung schützen, wobei das Kohlenbedeckte eine besondere Rolle spielte. Eine gewisse Art von Anklündigungen bestand allerdings auch damals schon, jedoch lag das Recht dazu ausschließlich in den Händen der berufsmäßigen Ausrufer, die eine Gilde bildeten und bereidete Beamte waren. Da sie von dem größeren oder kleineren Fürsten ihrer Gegend abhingen, bildeten sie für diesen eine Einnahmequelle. Von den Gebühren nämlich, die sie für ihre Dienste erhoben, mußten sie eine Abgabe bezahlen. Außer den Bekanntmachungen der Behörden verkündeten die Ausrufer Verlobungen, Versammlungen, öffentliche Verkäufe, Geschäftseröffnungen usw. Ihr wichtigstes und einträglichstes Amt war das bei Todesfällen. So verließen sie vom 15. Jahrhundert bis zur französischen Revolution die Mäntel und sonstigen Kleidungsstücke für die Leidtragenden. — (Köln. Ztg.)

c. „Die Entdeckung Thassas“. Diesen Titel trägt das Buch, das Edmund Candler, der als Kriegskorrespondent die englische Expedition nach Tibet begleitete, soeben herausgegeben hat. An der „Heiligen Quelle“ bei Tuna traf Candler das Unglück, daß er ein Hand verlor. Er konnte sich erst im Januar 1904 zu den Truppen begeben, die zu dieser Zeit in den Winterquartieren lagen. Damals war es bitterkalt in Tibet. Im Sommer wieder herrscht eine drückende und entnervende Hitze, dabei regnet es unaufhörlich, Nebel bedecken das Land und eine nasse Schwüle macht die Menschen krank. Im Frühling aber gibt auch Tibet seine lieblichsten Reize her, und sanfte Täler, anmutige Wälder zeigen sich im schönsten Schmuck. „Man hat mir erzählt, daß in Persien zur Frühlingszeit die Täler des Schapur-Flusses und des Karun verschwenderisch mit Lilien übersätet sind; aber als wir den Zesapla überschritten und das Tal nach Nating zu herniederstiegen, da mußten die Bilder persischer Blütenräume verlassen. Niemals sah ich solch einen Reichtum. Zwischen Primeln, von denen ich acht verschiedene Arten zählte, und Genzian, Anemonen, Schöllkraut, wildem Sauerampfer, Erdbeersträucher und Iris blühten wundervolle Rhododendren auf, die wie magische Flammen herborglühten aus dem Dunkel der Fichtenwälder. Dieser bunte Teppich in all seiner farbigen Pracht wirkte betäuschend.“ Das Volk aber, das in dieser heiteren Natur lebt, bildet den größten Gegenatz dazu, vor allem die Thamas, die hochangesehenen Priester. „Schmutz und Religion sind in Tibet unzertrennlich. Die Thamas selbst sind das schmutzigste Volk, das ich je angetroffen habe. Doch die anderen Schichten des Volkes sind nicht viel weniger schmutzig, denn niemand denkt ans Waschen. Seife ist in den Kaufläden von Nating ein unbekannter Gegenstand. Wenn die Thamas noch schmutziger sind als die Hirten und die reisenden Kaufleute, so kommt das nur daher, daß sie immer in ihren Häusern hocken, während die anderen von den reinigenden kalten Winden des Hochlandes bisweilen umweht werden, die einem kalten Bade an Wirkung nicht viel nachgeben. Ich las einmal von einem tibetischen Geisigen, einem der Jünger des Naropa, der ausgestattet war mit

Hundert wunderbaren Gaben; unter denen war auch die, daß er wie ein Fisch im Wasser untertauchen konnte. Worin dabei das Sonderbare und Magische lag, hat mich oft gewundert; aber als ich die Thamas gesehen, verstand ich auf einmal, daß das Wunder die Berührung des heiligen Mannes mit dem Wasser war." Die Schwierigkeiten des Transportes waren sehr groß und die Verluste an Tieren erschreckend. Nur der Yak, der Ochse Tibets, ist ein vorzügliches Lasttier. "Er trägt 160 Pfund und braucht selber fast nichts. Er existiert nur von ein paar Büscheln Gras und Blättern, die er auf dem Wege abfrischt. Langsam trottet er dahin, ein wild stummer Resignation. Es gibt kaum ein traurigeres, lebensmüderes Geschöpf als den Yak; er stirbt bei den geringsten Anlässen. Furchtbar viel Tiere starben uns auf dem Wege." Ueber die Eingeborenen läßt sich Candler nicht sehr freundlich aus. "Die Mongolen strömen einen eigentümlichen Geruch aus, der ganz untrüglich ist. Tibetaner, Bhutanesen, Lepchas haben ihn, aber am stärksten die im Tiefland wohnende Mischlingsrasse der Lepchas, die mich während einiger Tage nach meiner Verwundung auf einer Bahre über die Berge trugen. Wenn wir in ein Flußthal gelangten, dann stürzten sie in das Wasser und badeten, doch sie stanken danach noch viel furchtbarer." —

Kunst.

sch. Ausstellung im Künstlerhaus. Aus Dresden ist ein neuer Künstler angekommen: Karl Mediz. Er hat den großen Saal des Künstlerhauses in Anspruch genommen und hängt dort seine umfangreichen Bilder auf.

Es gibt außerhalb Berlins, gerade in den Provinzzentren oder Hauptstädten der kleineren Staaten, was Kunst anlangt, oft Leute von jenem Schlage, wie Mediz ist. Die Großstadt führt zu einem ungewollten Zusammenarbeiten. Probleme werden hier energisch in Angriff genommen. So sinkt der Wert der Einzelpersonlichkeit als solcher. Die Funktion des Einzelnen als Arbeiter am Ganzen steigt. So ist z. B. von diesem Gesichtspunkte aus die von Liebermann ausgehende Berlinische Malweise eine spezifisch großstädtische Erscheinung. Der Einzelne macht sich einem Programm dienstbar, das er für richtig erkennt, und dies Programm setzen alle mit gemeinsamen Kräften durch. Die Folge ist: der Einzelne tritt nicht so leicht hervor mit Bildern, die leichtlich imponieren wollen, durch moralische Mittel und historische Formulierung, sondern das technische Niveau wird ausgebaut, ergründet, vertieft.

Außerhalb Berlins finden wir dagegen oft noch jene Maler, die allein schon in ihrem Beruf etwas Eigentümliches. Großes erbliden. Sie arrangieren sich in großer Pose und malen Bilder von „tiefer Bedeutung“. Allerlei Motive, die ihnen groß scheinen, erweitern sie vom Umfang einer Skizze bis zum großen Monumentalbilde, setzen einen geheimnisvollen Titel darunter, und ihr Ruf ist gesichert. Wenigstens in ihrer Stadt; da imponieren sie. Haben sie dann genug Ruhm auf heimischen Gefilden geerntet, so machen sie sich eines Tages auf nach Berlin.

So kam Karl Mediz auch endlich nach Berlin.

Früher waren diese Maler der großen Gebilde Leute, die partout immer etwas „sagen“ wollten mit ihren Bildern und sich oft so aufdringlich gerierten, leicht kennlich und leicht abzuweisen. Sie konnten nie gut malen. Man erkappte sie auf schlechter Handschrift. Heute ist die Aufgabe der Kritik nicht so leicht, und gewiß werden sich zuweilen Kritiker hier blenden lassen. Die vertiefte technische Ausbildung duldet solche glatte Malweise nicht mehr. Zudem hatten bedeutende Maler — namentlich Böcklin ist der Vater und Anreger dieser Gattung Künstler — nun auch Vorbilder geliefert für diese Art, für große, allegorisch-symbolische Bilder und Stimmungsbilder mit großen Konturen.

So malt Mediz einen Wirtshaus mit blasendem Pan. Er malt auch eine Sirene. Er malt auch Nixen und Nymphen. Er malt ein Kloster mit rauschenden Pinien, deren hohe Wipfel sich im Winde biegen, abgehoben von dem blauen Himmel. Da Mediz hinter der neuen, modernen Malweise kommt, sind eben seine Mängel nicht so leicht ersichtlich. Er strebt offenkundig nach der großen Linie und dem Schwung, der ein Bild über den Wert einer augenblicklich erhaschten Studie oder Skizze erheben soll. Große Eisfelder gibt er — die sollen unendliche, tote Stille suggerieren. Frühling: eine Gebirgswiese mit blauem Enzian. Raft: auf hohem Gipfel zwei müde Reiter, drunten Fernsicht, die Gestalten der Reiter klein. Zwei Rentauern in iber Felslandschaft.

Am besten gelingt Mediz — dessen Kunst sich wieder dem großen Publikum nähert, das solche derben Mittel liebt — die landschaftliche Note. Durch deutliche Farbgegenüberstellung erreicht er oft leichte Eindrücke. Teile einzelner Bilder sind so ganz apart durchgeführt — braune Stämme und grüne Wipfel, ein Gewirr von Ästen und Wurzeln —, wenn sie auch nicht ganz eigen sind. Das wirklich Monumentale jedoch liegt dem Maler gar nicht. Es fehlt da an Lungenkraft. Aufgeblasen und hohl wirken diese Partien. Kalt, ohne persönliche Wärme stehen diese groß sein sollenden Landschaften vor uns, die nur „vergrößert“ sind. Sie sind nicht ausgefüllt, sie wirken tot, und es scheint, ihr Schöpfer wüßte sich selbst nicht darin zu bewegen. Am deutlichsten wirkt dieser Mangel, wenn Mediz große Figuren in diese Staffage hineinschicken will. Diese „Sirene“, diese „Eismänner“, diese „Nixen“ usw., sie zeigen noch so deutlich die Spuren des Modells, sie sind so wenig über das Leben hinausgehoben. Hier offenbart Mediz am deutlichsten seine Mittelmäßigkeit.

Neben dem landschaftlichen Empfinden fällt ein Gefühl für weite Linien, eine gewisse dekorative Begabung in der Verteilung der Massen auf; doch hindert auch hier die anhaftende Trivialität, der man den Mangel eigener Gestaltung und eigenen Erfindens und Findens anmerkt, die freie und natürliche Erhebung in die Sphären, auf die der Maler so energisch hindeutet, zu denen er strebt; so daß das letzte Gefühl, das uns beschleicht, doch weder Pose, Aufdringlichkeit ist. —

Bergbau.

gc. Zur Geschichte des Steinkohlenbaues in Westfalen. Bereits im Jahre 1300 finden wir, wie wir von Dettens Werke „Westfälisches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ entnehmen, die ersten Steinkohlen in Westfalen. Die Chronik erzählt, daß im Jahre 1312 zu Dortmund die Gebrüder Heinrich und Dietrich Aplerbeck ihr Haus mit all seinen umliegenden Gerechtigkeiten, Steinbrechen und Kohlengraffen verkaufen. Die förmliche Förderung von Kohlen ist für das städtische Gebiet von Dortmund in einem Bericht aus dem Jahre 1443 nachgewiesen. Um diese Zeit werden die Kohlen auch immer mehr Gegenstand der öffentlichen Einkünfte durch den von ihnen erhobenen Zehnten. Die ältesten Nachrichten über das Vorkommen der Kohlen bei Bochum gehen etwa auf das Ende des 15. Jahrhunderts zurück, denn im Anfange des 16. Jahrhunderts bilden sie schon gewöhnliches Heizmaterial hier für Feuerungs- und namentlich für Brauzwecke. In Essen wird schon 1317 in der Stiftungsurkunde des Hospitals für durchziehende Mönche der Kohlenbau erwähnt. Die Mutungen und Bergwerksverleihungen wurden hier durchgehends von der Lehnsdame der Fürstin Aebtissin erteilt. Doch lauteten diese nicht auf ein bestimmtes Distriktsfeld, sondern nur auf einzelne, in demselben näher bezeichnete Flöze und wurden so leicht die Quelle fortwährender Streitigkeiten unter benachbarten Gruben. Dazu kam noch, daß den Grundbesitzern nach uraltem Herkommen das Recht zustand, die sog. Tagespfeiler (Topfsohlen) zu gewinnen und daß für solche sogenannte Truhbau bisweilen auch die Erlaubnis der Regierung gegen Zehntabgabe nachgesucht und gegeben wurde, ein Verfahren, wodurch alle sonstigen Gerechtigkeiten in Zweifel gestellt wurden. Wie im Westfalen im Einzelnen und des Genaueren der Kohlenbergbau bis zum 17. Jahrhundert sich allmählich ausgedehnt und entwickelt hat, wie der Absatz gewesen und wie sich der Versand gehoben hat, darüber fehlt uns fast jede Nachricht. Im Jahre 1446 scheint allerdings die Steinkohle schon bis nach Hamm vorgezogen zu sein, denn dort requirieren die Soester während der berühmten Soester Fehde am 9. Oktober 1446 auch Steinkohlen. Jedenfalls ist sicher, daß seit dem 15. Jahrhundert die Kohlenförderung gut im Gange war; alle Nachrichten lassen erkennen, daß von Wülheim a. d. Ruhr bis in die Gegend von Unna im Laufe des 16. Jahrhunderts überall in der Nähe der Städte und in den Tälern der „navigablen“ Ruhr und ihrer Nebenflüsse, die den gewerbereichen Teilen des Berglandes und des Sauerlandes sich anschließen, Kohlen gewonnen wurden. —

Notizen.

— Gerhart Hauptmann hat auch diesmal den Grillparzer-Preis (5000 Kronen) zugesprochen erhalten für das Drama „Der arme Heinrich“. Mit „Hannele“ und mit „Fuhrmann Henschel“ trug Hauptmann denselben Preis davon. —

— Erfolg hatten: Fritz Lienhard's Drama „Der Fremde“ im Stadt-Theater zu Erfurt, Pserhofers Schwank „Stadtväter“ am Thalia-Theater in Hamburg. —

— Im Gärtnerplatz-Theater zu München wird noch in diesem Monat eine neue Operette „Der Geist von Matschach“ in Szene geben. Der Text soll von Korfiz Holm und Bierbaum, die Musik von Bernhard Stavenhagen stammen. —

— Die Uraufführung von Mascagnis neuer Oper „Amica“ findet am 18. März in Monte Carlo statt. —

— Eine Ausstellung moderner religiöser Malerei wird diesen Sonntag im städtischen Museum zu Eberfeld eröffnet. Es werden Werke von Gebhardt, Steinhäusen, Thoma und Uhde zu sehen sein. —

— In Ephesus wurde bei den Ausgrabungen ein Goldschatz, bestehend aus Ohrringen, Armringen, Spangen, Vorstecknadeln, Vögeln und Halskettchen, gefunden. Sämtliche Gegenstände sind aus feinstem Gold und zeigen vorzüglichste Arbeit. Die Reiter der Ausgrabungen setzen sie in das 6. Jahrhundert vor Christo. —

— Der vor zwölf Jahren begonnene Versuch, zahme Reentiere in Alaska zu akklimatisieren, ist vollständig gelungen. Die amerikanische Regierung hatte im Jahre 1892 gegen 1000 lappländische Reentiere nach Alaska bringen lassen und eine Anzahl Lappländer verpflanzet, die Eingeborenen in der Behandlung der Tiere zu unterweisen. Die Reentiere haben sich schnell vermehrt und kommen nur für Post- und Transportzwecke zur Verwendung. Ein Paar zieht eine Last von 400 Kilogramm und legt täglich gegen 60 Kilometer zurück. —

— Der erste Hochofen in Südafrika ist in der Nähe von Pretoria an der Bahnstrecke errichtet worden. Er kann eine wöchentliche Ausbringung von 500 Tonnen Roheisen bewältigen. —